

Bedarf an Weihnachtsbäumen noch nicht allzugroß war und diese noch keinen handelsmäßigen Gegenstand bildeten. Auf dem Lande wird die Sitte des Weihnachtsbaums erst erheblich später allgemein. Noch um 1870 fand sich z. B. ein solcher in den Vierlanden nur in den Häusern der Bauern und Großkätner. Sein Ausschmuck hat sich im Laufe der Zeit wenig verändert, nur fehlte ehemals selten ein aus Zuckerkuchenteig gebildeter „Rüter to Perd“, d. i. der alte Schimmelreiter Wodan selbst.

Wie der Tannenbaum weltlichen Ursprungs ist, so ist die Pyramide vermutlich kirchlicher Herkunft und mag mit der Weihnachtskrippe zusammenhängen, findet sich in Hamburg indes erst im Jahre 1811 in den Aufzeichnungen von Ferdinand Bencke erwähnt. Sie konnte sich neben dem Tannenbaum nicht behaupten. Jedoch wurde sie nach mündlichen Berichten noch in den sechziger Jahren in unbemittelteren Familien selbst hergestellt, um eine Ausgabe von vier Schilling für den Weihnachtsbaum zu sparen. Von einem Untersatzbrett gingen an den vier Ecken tannenweigenwundene Stäbe aus, die in einer Spitze mit Fahne zusammentrafen. An den Stäben befanden sich neben allerlei Schmuck, wie ihn auch der Tannenbaum aufweist, eine Anzahl Lichter, die in Tüllen steckten, die mit schmalen Blechstreifen an den Stäben befestigt waren. Kinder mittelloser Eltern verkauften sie wohl auf der Straße: „Söb nee blickerne Wi-nachtslichter für enen Schilling“. Auf dem häufig mit einem kleinen Holztaun umgebenen Untersatzbrett fanden sich wohl aus Holz oder Pappe gebildet eine Krippe, Genoveva mit ihrem Sohne Schmerzensreich oder andere das Kindsgemüt besonders ansprechende Gegenstände. Vereinzelt sollen solche Pyramiden in hamburgischen Familien, die auf Überlieferung halten, bis zur Gegenwart als Weihnachtsschmuck Verwendung gefunden haben.

Nach Sebastian Francks „Weltbuch“ vom Jahre 1587 war es in deutschen Landen nicht Brauch, zu Weihnachten Geschenke auszuteilen, vielmehr geschah in Fortführung einer von den Römern übernommenen Sitte eine Beschenkung am Neujahrstage. Ganz fremd aber war schon im Mittelalter auch bei uns die Gewohnheit nicht, am Weihnachtsabend, dem Geburtstage des Heilandes, der der Welt geschenkt wurde, andere durch Geschenke zu erfreuen, wie Eintragungen in den Kämmererrechnungen erkennen lassen. Zu einer volkstümlichen Angelegenheit aber wurde die Weihnachtsbeschenkung erst, als sie zur Kinderbescherung wurde. Und das war erst nach der Einführung der Reformation der Fall. Unter Begünstigung durch die evangelische Geistlichkeit wurde solche Bescherung, die ehemals am Tage des heiligen Nikolaus, dem 6. Dezember, stattgefunden hatte, auf den Weihnachtsabend verlegt. Doch noch immer ist es „Sunte Klaas“, der die Kinder mit Geschenken erfreut, im 18. Jahrhundert wird er bei uns abgelöst durch den von der Aufklärung als Feind des Aberglaubens heftig beföhdenen „Knecht Ruprecht“ oder „Rupert“, der aber im Grunde gar kein Knecht ist, sondern, wie der Name schon verkündet, der alte Heiden Gott Wotan, der den schmückenden Beinamen „hrut-peracht“, der Ruhmglänzende führt. Im 19. Jahrhundert trägt dann die kinderschreckende Gestalt in ihrer Vermummung, die die fleißigen und folgsamen Kinder belohnt und die unartigen und faulen bestraft, den Namen „Klingeeß“ oder „Kinjeß“, d. i. Kind Jesus. Der Heiland selbst ist jetzt zum Weihnachtsmann geworden.

Die Kinder suchten, sobald sie einigermaßen herangewachsen waren, ihrer Dankbarkeit für die ihnen von den Eltern erzeigte Liebe durch einen Weihnachtswunsch Ausdruck zu geben, der am Heiligen Abend vor der Bescherung mit einem oft unter großen Mühen eingelernten Gedichte überreicht wurde. Solche Wünsche, unter Aufsicht und Mithilfe eines Lehrers hergestellt, waren oft sehr umfangreich und zeigten nicht selten zwei Schriftarten, die deutsche und die lateinische Schrift; es sollte bei dieser Gelegenheit den Eltern auch der Beweis besonderer Schreibfertigkeit erbracht werden. In der Stadt ist, wie es scheint, diese Sitte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erloschen, auf dem Lande hat sie sich noch erheblich länger erhalten. Solche Wünsche sind in unseren Sammlungen in großer Zahl erhalten, denn mit liebevoller Sorgfalt wurden sie aufbewahrt, auch wohl im kleinbürgerlichen Stande unter Glas und Rahmen als Stubezier der Betrachtung zugänglich gemacht, so mochten sie noch im Greisenalter freundliche Kindheits Erinnerungen wecken.

Seit alters ist das Weihnachtsfest auch bei uns ein rechtliches Mahusefest gewesen, zu dem in vielen Haushaltungen umfassende Vorbereitungen getroffen wurden. Als ein Festgericht erscheinen schon im Mittelalter Fische auf dem weihnachtlichen Tische: Quappen und Hechte. Der Karpfen, als Edelfisch zunächst noch der Herrentafel vorbehalten — erwähnt findet er sich bei uns urkundlich erst 1118 —, erscheint zu Anfang des 17. Jahrhunderts um die Weihnachtszeit auch auf dem bürgerlichen Tische. Auf 4000 Reichstaler schätzt v. Griesheim, ein Schilderer hamburgischer Lebensverhältnisse, um 1760 die Summe, die jährlich von hamburgischen Amtsfischern für Karpfen nach Holstein entrichtet wird. Neben dem Festgericht des Karpfens, zu dem man gern Rheinwein oder „Mosler“ genoß, wird in der Gegenwart kaum noch Wert gelegt auf ein anderes, auf in Milch diegekochten Reis mit Zucker und Kanel, das schon im Mittelalter und noch bis über 1800 hinaus auch in der Stadt als besondere Leckerei galt und in häuerlichen Kreisen bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seine Beliebtheit am „Vollbuckabend“, wie der Weihnachtsabend als Schlemmertag bezeichnenderweise genannt wurde, sich bewahrt hat. Man hat in solcher Völlerei die Erinnerung an die Opferschmäuse sehen wollen, die einst zu Ehren Wolans und anderer heidnischer Götter abgehalten wurden.

Für die Hausfrau waren die Tage vor dem Feste eine hilde Zeit, denn es lag ihr neben anderen Aufgaben auch die Verpflichtung ob, für die Familie, für entferntere Verwandte und für einen Kreis bedürftiger Menschen eine nicht geringe Anzahl brauner und weißer Zuckerkuchen zu backen, zu denen dann am Alljahrsabend noch Neujahrskuchen kamen, die man bereits im Mittelalter mit Hilfe des Waffeleisens herzustellen verstand.

Ein weihnachtlicher Nachglanz verbreitete sich noch auf die folgenden Tage bis zum „Großneujahr“ (6. Januar), dem Tage der Heiligen Drei Könige. Alles stand noch im Banne der durch das Christfest geweckten festlichen Stimmung und gab sich mit Behagen und ohne Rückhalt der Freude hin. Die Arbeit ruhte zum großen Teile. Mancherlei Züge verdunkelten Heidentums schimmern dabei noch durch. Die Furcht vor dem Walten geheimnisvoller Naturkräfte bestimmte vor allem die Art und das Maß menschlicher Tätigkeit während dieser Zeit. Auf dem Lande wie bei uns in der Stadt wurde ehemals in den Zwölften nicht gesponnen. Denn in der Zeit, wo selbst die Sonne still-zustehen schien, durfte sich kein Rad drehen, so wollte es die alte, durch Jahrhunderte gefestigte Überlieferung. Durchaus un-ratsam erschien es auch, in dieser Gefahrzeit die Hauswäsche zu besorgen. Einem Mitglied der Familie würde das anhebende Jahr zum Sterbefahr geworden sein. Noch heute gibt es auch in Hamburg nicht wenig Haushaltungen, in denen aus alter Gewohnheit das häusliche Wäschegeschäft um eine Woche, bis in den Januar, verschoben wird.

Den Beschluß des Jahres, den Alljahrsabend — die Bezeichnung Silvesterabend kommt erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei uns in Aufnahme — pflegt der Großstädter der Gegenwart in einem geräuschvollen Treiben untergehen zu lassen. Noch das 18. Jahrhundert kennt eine Verabschiedung des alten Jahres in dieser Form kaum. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, so meldet ein Zeitbericht von 1780, sei an mehreren Orten in der Stadt das neue Jahr „vergnügt mit Pauken und Trompeten“ begrüßt worden. Daß der Chronist diese Tatsache für aufzeich-nenswert erachtet, zeigt, daß sie etwas Neuaufgekommenes be-deutete. Als Festgetränk wird im 18. Jahrhundert das Hamburger Bier von dem so häufig im Liede gefeierten Punsch abgelöst. Um die Fröhlichkeit noch zu erhöhen, erschien zur Begrüßung des neuen Jahres, mit jubelndem Zuruf empfangen, gegen Mitternacht unter Begleitung seiner Rätel, der Knarre, der Nachwächter und ließ den Ruf erschallen: „De Klock hett twölf slagen, twölf is de Klock“. Nach mancherlei vom Übermut eingegebenen Scherzen verließ er gestärkt, oft allzusehr gestärkt und beschenkt die froh-gestimmte Gesellschaft.

Für manchen mochte nun der Neujahrstag eine besondere Weihe dadurch erhalten, daß an diesem Tage wieder ausgiebig gegessen und getrunken wurde. In vielen Häusern gab es zu Mittag außer einer guten Suppe ein tüchtiges Stück Rindfleisch mit Braunkohl und Kastanien nebst einem Mehlpudding mit Rosinen.

Die Zwölften fanden ihren Abschluß durch den Heiligen Dreikönigstag. Wie der dritte Weihnachtstag ist auch er 1837 vom Senate als Feiertag aufgehoben worden, mit der Ab-nahme des kirchlichen Lebens hatte er schon viel von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren. Im 18. Jahrhundert galt er indes noch als wichtiger Feiertag.

Am 6. Januar, häufig aber schon in der weihnachtlichen Fest-zeit, hielten ortsfremde Leute geringen Standes als Heilige drei Könige aus dem Morgenlande, Kaspar, Melchior und Balthasar,

verkie  
Stadt,  
einem  
Bettele  
weislic  
erhalte  
gunst.  
Zwölf  
fang d  
tracht  
sie ein  
Häuser  
geistlic  
Stern.  
Herod  
das g  
wurde,

Der  
nachts  
den, d  
mit se  
verges  
Tierpa  
tippen  
Jugend  
fühlen  
gramm  
zu ma  
unter  
guten  
Dom?  
Heima  
scher l  
Der  
Zeit d  
gilt, ein  
Tages,  
seiner  
nach d  
schicht  
träge

Die  
nannt,  
Univer  
herber  
unsere  
Univer  
Häuser  
reicher  
Dom, e  
gesamt  
reicht  
der vi  
immer  
Teil de  
Mauer,  
dem A  
reichte  
Gründ  
nachde  
ständig  
von Sc  
burgs,  
herum  
Hambu  
142500  
gingen  
der Na  
einen  
waltet  
tracht  
und h  
In d